

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1934

246 (20.10.1934)

Durlacher Tageblatt

Durlacher Wochenblatt gegründet 1829 / Heimatblatt für die Stadt Durlach und den Amtsbezirk Karlsruhe

Erscheint täglich nachmittags, Sonn- und Feiertag ausgenommen. Bezugspreis: Durch unsere Boten frei ins Haus im Stadtbereich monatlich 1,50 Mark, durch die Post bezogen 1,86 Mark. Einzelnummer 10 Pfennig.

Druck u. Verlag: Adolf Dups, Kommanditgesellschaft, Durlach, Mittelstr. 6. Geschäftsstelle: Adolf Hitlerstr. 53, Fernspr. 204. Postkontokonto Karlsruhe Nr. 10101. Verantwortlich für den Gesamthalt: Luise Dups, Durlach, D. H. IX. 3400.



Anzeigenberechnung: Die 6gespaltene Millimeterzeile (46 Millimeter breit) 8 Pfennig, Kettelzeile 18 Pfennig. Schluß der Anzeigenannahme tags zuvor, nachmittags 17 Uhr, für kleine Anzeigen am Erscheinungstag 8 Uhr vormittags. Für Plakatschriften u. Tag der Aufnahme kann keine Gewähr übernommen werden. Im Falle höherer Gewalt hat der Bezahler keine Ansprüche bei verspätetem oder Nichterscheinen der Zeitung.

Nr. 246

Samstag, den 20. Oktober 1934

106. Jahrgang

Kurze Tagesübersicht

In Berlin ist der bekannte Heerführer im Weltkrieg, Generaloberst von Klud, im Alter von 88 Jahren gestorben.

Der ungarische Ministerpräsident Gömbös ist am Freitagabend zu einem Staatsbesuch in Warschau eingetroffen.

In Belgrad waren am Freitag die Außenminister der Kleinen Entente und die des Balkanbundes zu Beratungen versammelt.

Von der griechischen Nationalversammlung wurde der bisherige Staatspräsident Saimis wiedergewählt.

Am Samstag früh hat das große Luftrennen England-Australien vom Flugplatz Mildenhall, unter Teilnahme von 21 Klauzeanen begonnen.

Zwischen dem Deutschen Reich und Argentinien ist ein Abkommen über den Handels- und Zahlungsverkehr abgeschlossen worden. Das Abkommen beruht auf dem Grundsatz der Berechnung des Warenaustausches zwischen den beiden Ländern.

Die beiden 35 000 Tonnen Kreuzer, die die italienische Regierung unter großem Aufsehen im Juli bewilligte, werden schon Ende Oktober auf Kiel gelegt werden.

Nach den bisherigen Unternehmungen hat sich, wie von ungarischer zuständiger Stelle mitgeteilt wird, kein Anhaltspunkt ergeben, aus dem geschlossen werden könnte, daß der Königsmörder jemals in Ungarn gewesen ist.

SA hilft beim Winterhilfswerk

Berlin, 19. Okt. Der Chef des Stabes der SA hat folgenden Befehl erlassen:

Der Führer hat das ganze deutsche Volk zum Winterhilfswerk 1934/35 im Kampf gegen Hunger und Kälte zur Unterstützung der armen deutschen Volksgenossen aufgerufen. Alle Reichs- und Staatsbehörden, die Gliederungen der Partei werden bei der Durchführung der Hilfsmaßnahmen mit. Es ist selbstverständliche Pflicht, wenn der Führer ruft, daß seine SA zum Gelingen dieses Hilfswerkes beiträgt und mitarbeitet.

Der Einsatz der SA erfolgt im Benehmen und mit Unterstützung des Reichs- der Gau-, der Kreis- und Ortsbeauftragten des WHW. Die Führerreferenten bei den einzelnen Einheiten der SA nehmen als Verbindungsführer der SA mit den Gau-, Kreis- und Ortsbeauftragten des WHW die Mithilfe der SA an. Diese Verbindungsführer haben zugleich die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß vor allen Dingen alle notwendigen Arbeitslohn- und bedürftigen SA-Männer, Rentenempfänger der SA, sowie deren Angehörige bei der Zuteilung von Spenden berücksichtigt werden.

Im übrigen erstreckt sich die Mithilfe der SA für das WHW auf folgende Gebiete:

1. Die SA und die SA-Männer haben sich auf Wunsch der einzelnen örtlichen Beauftragten des WHW in gleicher Weise wie Reichswehr, Schutzpolizei usw. zum kostenlosen Spielen von Stadtmusiken und sonstigen Veranstaltungen des WHW zur Verfügung zu stellen.

2. Auf Aufforderung der Beauftragten des WHW sollen SA-Männer als Sammler für das WHW zur Verfügung gestellt werden, jedoch müssen die Sammler in Zivil auftreten. Ich verbiete ausdrücklich jedes Sammeln im SA-Dienst-Anzug. Lediglich soweit Reichswehr und Schutzpolizei als Begleiter von Fahrzeugen Kleider- und Lebensmittelspenden zusammenholt, können SA-Männer im Dienstanzug als Fahrzeugbegleiter teilnehmen.

3. Arbeitslose SA-Männer sollen auf Anforderung zur Verladung und Entladung von Lebensmittelpenden, Getreide, Kartoffeln usw. in Stadt und Land abgestellt werden. Für solche Dienstleistung wird Jahrgeld und Verpflegung vom WHW bezahlt.

4. Bei Werbeumzügen des WHW können SA-Abordnungen in geschlossener Formation teilnehmen.

Im übrigen sind die mit der Durchführung des WHW Beauftragten durch die SA weitgehend zu unterstützen. Die Verbindungsführer der SA bei den Beauftragten des WHW regeln mit den Führern der Dienststellen der SA die Abstellung angeforderten SA-Männer. Diese Verhängung ist bedeutsam durch alle SA-Dienststellen den SA-Männern bekanntzugeben.

Der Chef des Stabes, L. u. G.

Besondere Uniform für die Luftpolizei

Berlin, 19. Okt. Durch Erlaß des Reichsministers der Luftfahrt ist für die Beamten der Luftaufsicht (Luftpolizei) eine besondere Uniform eingeführt worden. Diese lehnt sich in Farbe Schnitt Abzeichen usw. an die graublau-weiße Bekleidung des DLW an, jedoch hat die Luftaufsicht hellgrüne Kragenpiegel. Im Dienst tragen die Beamten der Luftaufsicht einen Ringkragen mit Hoheitsabzeichen und mit der Aufschrift „Reichsluftaufsicht“.

Ansprache Dr. Schachts an die Beamten, Angestellten und Arbeiter der Reichsbank

B. B. Berlin, 19. Okt. In einer am Freitag nachmittags in den Wilmsdorfer Tennishallen veranstalteten Versammlung der Betriebsgemeinschaft der Deutschen Reichsbank machte Dr. Schacht als Betriebsführer grundsätzliche Ausführungen über die Stellung und Bedeutung der Reichsbank und ihre besondere Aufgabe im neuen Staat. Dr. Schacht führte aus:

Die Reichsbank ist stets ein Bollwerk gewesen nationaler Pflichterfüllung und hat ihre Aufgabe unabhängig von jeder Parteieinstellung immer nur darin gesehen, den Geldverkehr in den Dienst des ganzen Volkes zu stellen, und ihn zum Besten der deutschen Volkswirtschaft zu lenken. Sie hat es verstanden, auch in der Zeit internationaler Krisen die eigenen Interessen des deutschen Volkes zu wahren. Die Reichsbank mußte als Empfänger des deutschen Wirtschaftsgeldes einen Hauptanteil an der Erneuerung von Staat und Wirtschaft haben. Mit Genugtuung kann die Reichsbank auch in engerem Kreis auf die im neuen Staat voll berechnete Leistung zurückblicken. Eine Behörde, der die Kredit- und Geldpolitik anvertraut ist, ist nicht nur ein wesentlicher Pfeiler der nationalen Wirtschaftspolitik, sondern ist auch in dem Kampfe Deutschlands um die finanzielle Selbstbehauptung das wichtigste Bollwerk gegenüber dem Ausland. Angesichts der Zerrüttung des internationalen Währungsmechanismus der Vorkriegszeit durch den wirtschaft-

lichen Wahnsinn des Versailler Diktats und angesichts der Zerstörung der nationalen Kreditpolitik durch die unverantwortliche Schuldenpolitik einer marxistisch verfeuchten Wirtschaftperiode hat die Reichsbank ein gewaltiges Wiederaufbauwerk zu leisten. Es hat wenig Zweck, das Kapital als eine liberale Heuschrecke zu brandmarken, solange man sich nicht einmal über das Wesen und die Notwendigkeit des Sparens im klaren ist und solange jeder nach Kapital schreit. Auch mit der kategorischen Forderung, daß Angebot und Nachfrage — mit ihren mitunter recht lästigen Folgen — aus der künftigen Wirtschaft einfach zu verschwinden hätten, kann man nur auf dem geduldigen Papier operieren. Mit all diesen Gedanken-spielereien läßt sich in der Praxis blutwenig anfangen. Selbst in der Theorie scheint ihr Wert recht problematisch zu sein. Mir jedenfalls, stellte Dr. Schacht fest, ist es nicht klar, wie man auf der einen Seite richtig fordern kann, das Geld müßte Diener und nicht Herr der Wirtschaft sein — ein Grundsatz, dessen sich die Reichsbank stets bewußt war — auf der anderen Seite aber unrichtigerweise mit Hilfe dieses Geldes diese ganze Wirtschaft regulieren will. Geldkapital ist kein beliebig vermehrbare Papierfetzen, sondern das Ergebnis von Arbeit und Sparen. Darum kommt es nicht auf die Notenpresse an, sondern allein auf Arbeit und Sparen. Man kann auch nicht mit einem einzigen Federstrich die Wirtschaftsgeschichte einiger Jahrhunderte auslöschen und man kann ebenso wenig die Wirtschaftserfahrungen in Wusch und Wogen abtun wollen, die in der Vergangenheit gesammelt worden sind, und die zu den wertvollsten Aktiven der Wirtschaft gehören. Solches erscheint nur dem reaktionär, der zwischen Reaktion und Tradition nicht zu unterscheiden weiß. Wir stehen heute vor einer Wirtschaftswende und können höchstens ahnen, nicht aber erraten, wie die Wirtschaft der nächsten Generationen aussehen wird. In solchen Zeiten hat es keinen Sinn, theoretische Wirtschaftsgelände in den Aether hineinzubauen. Es gibt in der Wirtschaftsgeschichte nur einen Fall, in dem man versucht hat, eine Wirtschaft nach einem vorher konstruierten Plan zu gestalten, das ist die Wirtschaft Sowjetrußlands, ein Vorbild, das mit seinem leidenschaftlichen blutvollen Menschenleben wahrlich nicht zur Nachahmung reizt. Der Nationalsozialismus erkennt nur Taten an. Nur in jäher praktischer Arbeit im nationalsozialistischen Geiste werden wir uns die Wirtschaftsreform der Zukunft erringen. Wir werden uns bei diesem mühevollen Werk nicht von vagen Theorien leiten lassen, sondern einzig und allein vom praktischen Lebensinteresse unseres Volkes. Die Wirtschaft der Zukunft wird weder eine freie Wirtschaft, noch eine Planwirtschaft, ganz gewiß aber keine theoretische, bürokratische oder utopische Wirtschaft sein, sondern einzig und allein ein gesundes, lebensfähiges, im deutschen Volkstum verwurzelt, vom Leistungsdrang befehltes Arbeiten. Dieses Ideal kann nicht von ein paar führenden Köpfen allein, sondern muß von der Gesamtheit aller wirtschaftlich Arbeitenden errungen werden. In der Reichsbank herrscht der Geist der Betriebszugehörigkeit. Es ist nationalsozialistischer Geist, auch wenn wir nicht alle das Parteibeichen tragen. Unsere Devisenbilanz muß zur Sicherung der Währungsstabilität um jeden Preis im Gleichgewicht gehalten werden. Dieses Gleichgewicht zwischen Einfuhr und Ausfuhr wird gewaltsam erzwingen; die Opfer, die durch Drosselung der Einfuhr der Wirtschaft auferlegt werden müssen, sind bekannt. Die Deutschland durch die Folgen des Versailler Diktats aufgezungenen Eingriffe in den Wirtschaftsaufbau haben zur Ausbildung eines verwickelten Netzes von Ueberwachungs- und Kontrollstellen, insbesondere auf dem Gebiete der Devisenbewirtschaftung geführt. Unsere Arbeit wird uns leicht und wird besonders freudig von uns getan, wenn wir den Blick gerichtet halten auf den Mann, der — eine fast übermenschliche Arbeitsleistung — an Einsatz und Tatkraft uns allen als Vorbild voranleuchtet. Es ist der Mann, dem wir auch heute wieder Dank und unerschütterliche Treue bezugehen wollen, indem wir rufen: Unser Führer und Volkslanzler Adolf Hitler Sieg Heil!

Nach Dr. Schacht ergriff der Leiter der Reichsbetriebsgemeinschaft „Banken und Versicherungen“, Kenner, das Wort, der zunächst über die Aufgaben der Reichsbetriebsgemeinschaften in der Deutschen Arbeitsfront sprach. In der Reichsbetriebsgemeinschaft, so führte er u. a. aus, werde nicht nach der Herkunft eines Gefolgschaftsmitgliedes gefragt, nicht danach, ob er Beamter, Angestellter oder Arbeiter sei, sondern man frage ihn nur: Bist Du unser Kamerad, willst Du mit uns gemeinsam arbeiten am Aufbau des neuen Deutschlands. Es komme auf die tatsächliche Durchführung des Gemeinschaftsgefühls im täglichen Betriebsleben an. Es komme darauf an, daß wir dem Begriff der Arbeit einen neuen Inhalt und einen neuen Wert geben. Nicht die Organisationen der Wirtschaft an sich seien die Hauptsache, sondern der nationalsozialistische Geist der Wirtschaftsführer, die die Wirtschaft zu führen haben. Die beste Organisation würde nichts taugen, wenn an deren Spitze Männer stünden, die nicht vom nationalsozialistischen Geist erfüllt seien. Wenn Führer und Gefolgschaft zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammengeschweigt sind, so schloß der Redner unter stürmischem Beifall, dann brauchen wir um die Zukunft des deutschen Volkes keine Sorge haben. Aus der Schicksalsgemeinschaft der Betriebe wird dann einmal die große

Generaloberst von Klud gestorben

Berlin, 19. Okt. Der bekannte deutsche Heerführer aus dem Weltkrieg, Generaloberst a. D. von Klud, ist am Freitag um 17 Uhr in seiner Privatwohnung in Berlin-Grünwald im Alter von 88 Jahren gestorben.

Der verstorbene Generaloberst, Alexander von Klud, wurde 1846 als Sohn des Regierungsbaumeisters Klud in Münster in Westfalen geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums trat er, 20jährig, als Fahnenjunker im Infanterieregiment Nr. 55 ein. Schon wenige Monate nachher rückte er als Fähnrich in den Feldzug 1866 mit General Vogel von Waldenstein nach dem Rhein. Er wurde am 16. August im selben Jahre Offizier. Im deutsch-französischen Krieg 1870/71 erlangte er als junger Leutnant, zeichnete sich vor Metz durch hervorragende Tapferkeit aus, wurde zweimal verwundet und erhielt als Anerkennung das Eisene Kreuz. Nach dem Krieg fand er zunächst längere Zeit im Frontdienst Verwendung und war in den 80er Jahren Hauptmann und Major an verschiedenen Unteroffizierschulen. Schließlich wurde Klud im Jahre 1889 Bataillonskommandeur im Infanterieregiment Nr. 66. Am 27. Januar 1909 wurde Klud geadelt, führte als Oberst das Infanterieregiment Nr. 34 in Bromberg, als Generalmajor die 23. Brigade-Gleiwitz, als Generalleutnant die 37. Division in Kassel und als kommandierender General das 1. Armeekorps in Königsberg. Nachdem er 1913 Generalkommandeur der neu gebildeten 8. Armee-Inspektion geworden war, die das 2., 5. und 6. Korps umfaßte, erfolgte am 27. Januar 1914 seine Beförderung zum Generaloberst. Als Generaloberst zog er an der Spitze der 1. Armee in seinen dritten Feldzug. Es war in erster Linie die Armee Klud, deren schneller Vormarsch zu Beginn des Krieges es aller Augen auf sich lenkte. Bei Jemappes, Frarneries und Mons schlug er die vereinten Engländer und Franzosen (23. bis 25. August 1914) und wenige Tage darauf die Engländer bei St. Quentin. Wieder wenige Tage später war er „Streifenreiter der Armee von Klud vor Paris“, wie es im amtlichen Bericht hieß. In der großen Schlacht verhinderte die erste Armee unter der genialen Führung Kluds in erbitterten Kämpfen eine durch die Pariser Ausfall-Armee des Generals Gassien veruchte Umlassung der rechten Flanke des deutschen Feldheeres. Nach der Zurücknahme der deutschen Front lag die Armee Klud auf den Höhen der Aisne. Hier wurde der große Generaloberst, fast 69 Jahre alt, am 29. März 1915 im vordersten Graben durch einen Granatsplitter verwundet. Er legte daraufhin den Oberbefehl über die erste Armee nieder. Im Oktober 1916 wurde er freiwillig zur Disposition gestellt.

Beileidstelegramm des Führers an die Witwe des Generaloberst von Klud.

B. B. Berlin, 19. Okt. Der Führer und Reichkanzler hat an die Witwe des Generalobersten von Klud folgendes Beileidstelegramm gerichtet:

„Zu dem Tode Ihres Herrn Gemahls, des Herrn Generalobersten von Klud, spreche ich Ihnen mein herzlichstes Beileid aus. Mit Ihnen betrauert das deutsche Volk den Tod eines ruhmvollen um die deutsche Wehrmacht in Krieg und Frieden hochverdienten Heerführers, dessen Name in der Geschichte des Weltkrieges in Ehren weiterleben wird.“

Adolf Hitler.“

Beileidstelegramm des Führers an den Sohn Kluds.

B. B. Berlin, 19. Okt. Der Führer und Reichkanzler hat an den Sohn des Herrn Generalobersten von Klud ein Telegramm gerichtet, in dem er seine aufrichtige Anteilnahme zu dem schweren Verlust ausdrückt.

Volksgemeinschaft aller „Schaffenden“ entstehen. Unsere Arbeit und unser Kampf, unsere Disziplin und unsere Leistung, wirken sich vielleicht nicht mehr für unsere Generation aus, aber bestimmt zum Segen der nachkommenden Geschlechter, für ein ewiges Deutschland der Ehre und Freiheit, der Arbeit und des Brotes.

Feder über das deutsche Siedlungswerk

Berlin, 19. Okt. Staatssekretär Feder, der Reichskommissar für das Siedlungswesen, hatte die Vertreter der Länderregierungen, die preussischen Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten zu einer Besprechung nach Berlin geladen, um ihnen den Aufgabentanz des deutschen Siedlungswerks im einzelnen darzulegen. Einleitend umriss er Begriff und Bedeutung des Wortes „Siedeln“ im nationalsozialistischen Sinne; Siedeln bedeutete Anfassigmachen im staatspolitischen und rassenpolitischen Sinne. Die Verstädtigung seit dem liberalistischen Wirtschaftsaufstieg habe dazu geführt, daß mehr als 60 v. H. der deutschen Bevölkerung in Städten untergebracht war, gegenüber 27 v. H. vor dem Jahre 1870. Die Siedlung habe zwar bereits vor der Machtübernahme in der Form von „Kleingehöften“ und in der als Entwicklungsphase zwar notwendigen, psychologisch und wirtschaftlich jedoch falschen Erwerbslosen-Stadtlandsiedlung eingelegt. Eine völlig neue Politik auf diesem Gebiete habe erst der Führer mit der Machtübernahme durch Gründung des „Siedlungswerks“ gebracht. Die seitdem in Angriff genommene systematische Arbeit baue sich auf der Reichswirtschaftsplanung auf, die die sog. Generalabstimmung für die deutsche Wirtschaft liefere mit dem Ziel der Verteilung der Menschenmassen in Gebiete geringerer Bevölkerungsdichte. Die praktische Auswirkung der Reichswirtschaftsplanung vollziehe sich in der Industrieverlagerung. Eingehend behandelte der Reichskommissar auch die Absatzsicherung, zu deren Durchführung Reichsmittel bereits gegeben worden seien und voraussichtlich auch weiter gegeben würden. Auf die Gesetzesgrundlagen des „Siedlungswerkes“ eingehend, kündigte Staatssekretär Feder an, daß das im Siedlungswesen so sehr notwendige Reichsplanungsgesetz (Landesplanungsgesetz) sowie das Reichsbauwesen mit den wichtigsten baupolizeilichen Bestimmungen im Sinne der Neuordnung des deutschen Siedlungswesens bereits in Arbeit seien. Zur Befreiung bzw. Hintanhaltung von Bodenwucher sei auch ein Enteignungsgesetz in Vorbereitung.

Die Finanzierung des Siedlungswesens bereite Schwierigkeiten, weil voraussichtlich Reichsgelder in nennenswertem Umfang nicht mehr zur Verfügung gestellt werden könnten. Man werde gezwungen sein, für eine gewisse Ubergangszeit die Hilfsaktionen des Reiches in Anspruch zu nehmen. Diese Hilfsaktion bestehe in der Errichtung des zweistufigen Hypothekentariffsystems, bei dem es sich im wesentlichen um die Zusammenfassung und einheitliche Betreuung der Rückflüsse aus den Hauszinssteuermitteln früherer Jahre handle. Eine besondere Förderung erhalte das deutsche Siedlungswesen finanziell dadurch, daß die Grenze für erstklassige Hypotheken von 40 v. H. auf 50 v. H. hinaufgesetzt sei und daß weiterhin die Reichsbürgschaft bis 75 v. H. des Bauwertes gelte. Als bisherige finanzielle Leistung des Siedlungswerkes seit dem 1. April dieses Jahres führte der Reichskommissar die bedeutungsvolle Tatsache an, daß mit einem öffentlichen Zuschuß von etwa 200 Millionen RM Siedlungen und Wohnungen im Werte von etwa 800 Millionen RM errichtet worden seien. Abschließend kündigte der Reichskommissar einen Kundenvertrag an über die „Siedlungs- und wirtschaftspolitischen Absichten der Reichsregierung“.

Die deutsche Bauernspende für das Winterhilfswerk

DNB, Berlin, 20. Okt. Auf einem Ausspracheabend bei dem Reichsbauernführer teilte der Stabsamtsleiter Dr. Reifschle mit, daß auf Grund der vom Reichsbauernführer vor acht Tagen beschlossenen Sofortaktion des Reichsnährstandes die Menge der in diesem Jahre von den deutschen Bauern an das Winterhilfswerk gegebenen Speisefertigwaren sich auf 5,1 Mill. Zentner belaufen wird. Mit dieser Menge sind die Maximalerwartungen, die der Leiter des Winterhilfswerkes auf 4,5 Millionen Zentner beziffert hatte, noch weit übertroffen worden — ein schönes Zeichen zu dem Gemeinschaftsinn des deutschen Bauern.

Gesandter von Rufus gestorben

Berlin, 19. Okt. Der Gesandte Gerhard von Rufus ist auf der Straße in der Nähe seiner Wohnung in Charlottenburg einem Schlaganfall erlegen.

Die Siegerin

Roman von J. Schneider-Foerster

URHEBER-RECHTSSCHUTZ: VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU (12. Fortsetzung.)

Er stand reglos, die Zähne in die Unterlippe gedrückt. „Wenn die Mutter gegen mich ist, wie soll die Tochter für mich sein, gnädige Frau?“

„Ich habe sie Ihnen gegeben, Baron! Genügt das nicht?“

Ohne eine Erwiderung verneigte er sich und schritt Stephanie entgegen, die mit suchenden Augen den Raum durchspähte. „Hast du dich geirrt?“ fragte er ältlich.

Ihre Wangen röteten sich. „Ich habe dich plötzlich vernichtet. Da kam die Angst über mich. Ich dachte an meinen Traum von heute nacht. Ich habe dich auf allen Straßen gesucht, in allen Häusern, durch alle Winkel kroch ich und fand dich nicht!“

„Ist das so schrecklich?“ fragte er ohne jeden Spott. „Nur das Glas, das ich Hans-Jörg jetzt schon zum zweiten Male mit Sekt füllte, trank sie bis zum letzten Tropfen leer.“

Er legte die Serviette zur Seite und strich langsam über den Rücken ihrer Hand. „Das war ein anstrengender Tag, nicht? Der Farmer hat überlange gesprochen und dann all die Reden. Nun sind wir beide müde.“

Die Bürgersteuer für 1935

Berlin, 19. Okt. Das Reichsgesetzblatt vom 18. Oktober enthält das neue Bürgersteuergesetz, das vom 1. Januar 1935 ab Geltung hat. Danach sind von der Bürgersteuer alle Personen befreit, die Arbeitslosenunterstützung, laufende öffentliche Fürsorge oder eine Zulagenrente beziehen und deren Einkünfte nicht mehr als 130 Prozent des Betrages überschreiten, der dem allgemeinen Fürsorgegesetz entspricht.

Für die Berechnung der Bürgersteuer gelten folgende Steuergrundbeträge:

- 3 RM für Steuerpflichtige, die einkommensteuerfrei waren,
- 6 RM bei einem Einkommen bis zu 4500 RM.,
- 9 RM bei einem Einkommen von 4500 bis 6000 RM.,
- 12 RM bei einem Einkommen von 6000 bis 8000 RM.,
- 18 RM bei einem Einkommen von 8000 bis 12000 RM.,
- 24 RM bei einem Einkommen von 12000 bis 16000 RM.,
- 30 RM bei einem Einkommen von 16000 bis 20000 RM.,
- 50 RM bei einem Einkommen von 20000 bis 25000 RM.,
- 75 RM bei einem Einkommen von 25000 bis 50000 RM.,
- 150 RM bei einem Einkommen von 50000 bis 75000 RM.,
- 240 RM bei einem Einkommen von 75000 bis 100000 RM.,
- 500 RM bei einem Einkommen von 100000 bis 250000 RM.,
- 1000 RM bei einem Einkommen von 250000 bis 500000 RM.,
- 2000 RM bei einem Einkommen von mehr als 500000 RM.

Der Reichsjah ermäßigt sich bei Steuerpflichtigen, deren Haushalt mindestens zwei minderjährige Kinder angehören, um je 2 RM für das zweite und jedes folgende minderjährige Kind, wenn das Einkommen des Steuerpflichtigen nicht mehr als 2400 RM beträgt, um je 1 RM für das zweite und dritte minderjährige Kind und um je 2 RM für das vierte und jedes folgende minderjährige Kind, wenn das Einkommen des Steuerpflichtigen mehr als 2400 RM, jedoch nicht mehr als 12000 RM beträgt.

Der Erwerb der Türplättchen des WSW

DNB, Berlin, 19. Okt. Auf Grund dieser Anfragen wegen der Preissenkung über den Erwerb von Türplättchen gibt der Reichsbeauftragte für das WSW noch einmal folgendes zur Kenntnis:

Anspruch auf Aushändigung der Plättchen haben:

1. a) diejenigen Lohn- und Gehaltsempfänger, die in den Monaten Oktober, November und Dezember 1934 eine Abgabe in Höhe von 20 Prozent und in den Monaten Januar, Februar und März 1935 eine Abgabe in Höhe von 15 Prozent ihrer Lohnsteuer an das WSW leisteten.

b) Selbstbediente, die neben ihrer Lohnsteuerleistung noch zur Einkommensteuer veranlagt werden, soweit sie neben ihrer monatlichen Spende in Höhe von 20 Prozent ihrer Lohnsteuer eine monatliche Abgabe in Höhe von 3 Prozent ihres für das Jahr 1933 veranlagten Einkommensteuerbetrages an das Winterhilfswerk entrichten, soweit dieser Betrag nicht durch Lohn- und Gehaltsabgabe getilgt ist. Dieser 3 Prozent werden also lediglich von der Einkommensteuererschuldung erdnet.

2. Gewerbetreibende und Angehörige der freien Berufe, die zur Einkommensteuer veranlagt werden, soweit sie monatlich eine Abgabe in Höhe von 3 Prozent gemäß für das Jahr 1933 veranlagten Einkommensteuerbetrages an das Winterhilfswerk des deutschen Volkes entrichten. (Kapitalgesellschaften unterliegen einer besonderen Regelung.)

Lohn- und Gehaltsempfänger, die wegen ihres geringen Einkommens zur Einkommensteuer nicht herangezogen werden, erhalten die Plättchen gegen Zahlung von monatlich 0,25 RM. Die auf diese Weise gegebenen Beträge sind von den Arbeitgebern zu sammeln und der zuständigen WSW-Hilfsstelle zu überweisen. Angehörige der freien Berufe und Gewerbetreibende zahlen diese Spenden unmittelbar an ihre zuständige WSW-Dienststelle.

Die Eintopfgerichtspenden bleiben von dieser Regelung unberührt.

Das Ehrenzeichen des 9. November für eine Frau

DNB, München, 19. Okt. Die als stille Kämpferin der NSDAP mit Opfermut und Treue wirkende bekannte Schwester Pia hat der Führer durch eine besondere Ehrung erfreut. In der Dienststellung der Obersten SA-Führung wurde Schwester Pia das Ehrenzeichen des 9. November 1923 überreicht. Als einzige Frau darf sie dieses Ehrenzeichen der SA tragen, das sie sich durch ihre nimmermüde Hilfe im Dienste der NSDAP verdiente.

Grundsteinlegung zur niederdeutschen Kultstätte „Stedingische“

DNB, Oldenburg, 19. Okt. Am Freitag fand auf dem Bodholzberg inmitten des Stedinginger Landes bei Gruppenbüchern nordwestlich von Delmenhorst die feierliche Grundsteinlegung zur niederdeutschen Kultstätte „Stedingische“ statt. Im Hintergrund des Bodholzberges soll sich die Freilichtbühne erheben, die die Landschaft von Altensich zeigt, in der sich die große Bauerntragödie der Stedinginger abspielte. Alljährlich soll dort das Werk des großen oldenburgischen Heimatdichters August Hinrichs aufgeführt werden. Neben Abordnungen der NS, SA, SS, HJ, des Arbeitsdienstes, einer Hundertschaft der Landespolizei, einer Abteilung Reichswehr waren die oldenburgische Regierung unter Führung des Ministerpräsidenten, der regierende Bürgermeister von Bremen, die Bürgermeister der Städte und Unterweiserstädte erschienen.

Kurz vor 14 Uhr erschienen Reichsstatthalter Gauleiter Röder, der Reichsführer der SS, Himmler, und der Reichsleiter Alf. Rosenberg. Nach dem Einmarsch der Fahnen hielt Gauleiter Röder die Begrüßungsansprache. Der Reichsstatthalter der NS-Kulturgemeinde, Dr. Stang, wies dann darauf hin, daß die NS-Kulturgemeinde die Gelegenheit gern ergriffen habe, hier auf geschichtlichem Boden die erste nationalsozialistische Kultstätte zu errichten. Gauleiter Röder verlas dann die Urkunde, die in den Grundstein verankert wird.

„1234—1934“, so heißt es in der Urkunde, „unter der Regierung unseres Führers und Reichslanzlers Adolf Hitler errichten wir dieses Schauspiel und Gedenken an die im Jahre 1234 im Kampfe für Ehre und Reinheit vernichteten Stedinginger Bauern. Im Geiste Alf. Rosenbergs wird die Kulturgemeinde in der NS „Kraft durch Freude den Bau ausführen, in dem Ziele die Blutverbundenheit mit dem alten Stedinginger Vorkämpfer für deutsche Befreiung zu offenbaren und im deutschen Volke auf Ewigkeiten wach zu halten.“

Die Urkunde ist unterzeichnet von Alfred Rosenberg, Gauleiter Koeber, SS-Reichsführer Himmler, Reichsstatthalter Dr. Stang, für den Reichsbauernführer Darré vom Landesbauernführer Bappe und SA-Brigadeführer Hedemann. Die Urne enthielt weiter das Buch des Führers „Mein Kampf“, das Buch Rosenbergs „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ und die Reden Adolf Hitlers als Kanzler.

Nachdem die Urne geschlossen war, hielt Reichsleiter Alfred Rosenberg die Weisrede. Er führte u. a. aus: Die nationalsozialistische Bewegung hat nicht nur eine große Gegenwart erkämpft, in dem Bewußtsein, einen Grundstein für kommende Jahrhunderte zu legen, sondern verwahrt auch die Schätze der Vergangenheit. Hier im Stedinginger Land haben die Bauern in ihrem Kampfe vor 700 Jahren nicht ein Ende genommen, wie die Chronisten sagen, sondern sind auferstanden zu neuem Leben. Das Größte, was uns diese Bauern hinterließen, war nicht nur ein heldenmütiger Tod, sondern ihr heroischer Kampf für Ehre und Freiheit. Dieser Kampf geht heute weiter um die Ehre und Freiheit des deutschen Volkes. Deshalb müssen wir sagen, daß die Stedinginger Bauern ein Urvater des deutschen Volkes waren. Wenn wir heute den Grundstein legen für eine deutsche Kultstätte, so wollen wir damit zum Ausdruck bringen, daß wir uns nicht nur zu der Geschichte vergangener Jahrhunderte bekennen, sondern daß wir auch dem Auge das Recht zusprechen, zu gestalten der Vergangenheit als eine Verpflichtung für die Zukunft zu sehen und zu führen. — Die Rede Rosenbergs wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Schafzucht und Wollgewinnung

Berlin, 18. Okt. In einer Veröffentlichung im Hauptblatt des Reichsnährstandes wird die Förderung der deutschen Schafzucht und Wollzeugung als eine der vordringlichsten Fragen bezeichnet. Nach den Feststellungen des Reichsverbandes deutscher Schafzüchter besitzt Deutschland heute nur 3,4 Millionen Schafe, womit etwa 7 Prozent des inländischen Wollbedarfes gedeckt werden, während 93 Prozent aus dem Ausland eingeführt werden müssen. Die Grundlagen zum Wiederaufbau einer großen deutschen Schafzucht seien gegeben. Es wird als Pflicht eines jeden deutschen Bauern bezeichnet, hieran mitzuhelfen. Nicht nur neue Bestände sollen gegründet werden, sondern schon bestehende seien weiter auszubauen und züchterisch zu verbessern. Dabei müsse naturgemäß die Wollzeugung im Vordergrund stehen und durch sachgemäße Pflege und Gewinnung ein einwandfreies Erzeugnis auf den Markt gebracht werden. Die schon bestehenden und in nächster Zeit noch zu erwartenden Maßnahmen der Reichsregierung zur Hebung der deutschen Schafzucht bedeuteten für lange Jahre die Gewährleistung der Wirtschaftlichkeit.

rief er aus, als Stephanie ihn mit leerem Blick ansah. „Man hat dich wohl geirrt. Was haben sie dir denn alles über mich berichtet? Du wirst sehen, es ist nicht halb so schlimm, mit mir zu leben. Und zudem — die paar Wochen, die du mich im Jahr haben wirst, werde ich wohl zu ertragen sein.“

„Vater freut sich wie ein Kind auf mein Kommen,“ sagte sie, „und nur überhaupt etwas zu sprechen.“

„Ja! Ich bin überzeugt, daß ihr vorzüglich miteinander harmoniert. Er will Gesellschaft und ich brauche keine. Da kann es denn eines Tages möglich sein, daß du gar nicht mehr weißt, ob du überhaupt verheiratet bist!“

Sie sah ihn forschend an. „Und du?“

Er hörte den Unterton in ihrer Stimme und lachte. „Oh, mir kann es höchstens passieren, daß ich, wenn ich nach einer anderen auszuge, daran erinnert werde, daß ich ja schon eine Frau zu Hause habe!“

„So schlecht könntest du sein?“

Er stützte. „Nennst du das schlecht? Das Erinnern allein genügt dir wohl nicht!“

„Nein! — Ich möchte es dir nie raten, zu vergessen, daß du mir gehörst!“

„Donnerwetter!“ Die Verblüffung, mit der er das sagte, löste bei Stephanie ein herzhaftes Lachen aus. Er hob ihr Gesicht zu sich auf und küßte es. In dieser einen Minute verlor sie all die Angst, die sie vor ihm empfunden hatte.

Als Merlin gegen vier Uhr morgens die Augen aufst, verhielt er den Atem. Auf seine Schulter gelehnt, schlief ein blondes Haupt. Stephanies linker Arm war über seine Brust gelegt. Er wagte sich nicht zu rühren und horchte, den Atem verhaltend, was ihr M. und im Traum sprach. „Wilst du ... damit ... Mutter ... daß er mich nicht liebt?“ Fröstelnd drückte er den Kopf in das Kissen zurück.

In der zweiten Hälfte des Oktober kündete das junge Paar sein Eintreffen auf Adenbanien an. Rianeth konnte sich nicht genug tun, das Haus vom Keller bis zum Giebel instandzusetzen. Der Baron ließ Tag für Tag nach der Stadt und trummelte Schlosser, Schreiner und Tapezierer herbei. Stephanie sollte alles aufs Beste vorfinden. (Fortsetzung folgt.)

„Sie irren. „Wollen wir gehen, Jörg?“

Er erhob sich sofort. Von den Nachbarn wandten sich ihnen die Blicke zu. Merlins hochgewachsene Gestalt erragte überall Aufsehen.

Im ersten Stock hielt Hans-Jörg den Stagenkeller fest. „Bringen Sie noch eine Flasche Selters und Fruchtsaft auf das Zimmer und etwas Backwerk.“

In dem prunkvoll ausgestatteten Raum, der an das Schlafzimmer Merlins flammte der Küster auf. Als es klopfte, ging Merlin selbst zur Tür, nahm dem Ober das Tablett ab und trug es an den Tisch. Er entkorkte die Flasche und gab den geschliffenen Becher voll.

„Trink, mein Liebes!“

Als er sah, wie ihre Hand zitterte, rüfften seine Brauen schmerzhaft zusammen. „Daß ich dir solche Furcht einflöße!“

„Ich bin nur müde!“ entschuldigte sie sich kaum verniedlich. Ihr blondes Haar flimmerte im Schein der hellen Lampen und sprühte rötliche Funken. Er fuhr mit suchenden Fingern darüber und meinte nachdenklich: „Daß das nun alles mir gehören soll? Deine Mutter hat es mir zwar nur auf Ruf und Widerruf gegeben.“

„Wie?“ — Ihre Augen suchten verständnislos in den seinen und irren dann von diesen ab. „Ich habe nicht ganz begriffen, Hans-Jörg.“

Er schweig und ging nach dem Balkon, dessen beide Flügeltüren offen standen. Die Lichter der Hotels funkelten durch die Nacht. Von der Terrasse herauf klang eine sehnsüchtige Melodie. Mit nervösen Fingern drehte sich Merlin eine Zigarette und steckte sie in Brand. Ihr Duft zog in die Sommerluft und mengte sich mit dem der von den Wäldern aufsteigt. Als er zu Ende geraucht hatte, warf er den Stummel über die Brüstung und ging nach dem Salon zurück. Er war leer.

„Stephanie!“ Die Portieren zum Schlafraum flogen zurück. Die junge Frau sah in dem großen Spiegel, vor dem sie eben stand, wie seine Brust sich dehnte. „Ich dachte, du seiest fortgegangen.“ Seine Stimme war kaum zu erkennen.

In langsamer Bewegung wandte sie ihm das Gesicht zu. „Wohin sollte ich gegangen sein, Hans-Jörg?“

„Zurück! Nach Hause zu deiner Mutter! — Um Gottes willen, was habe ich denn gesagt, Stephanie?“

Das Original verlagene seinen Reich und seinen Hut. Es Kopie noch einmal stärker. „Merlin!“

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

Kinder der Pußta

ROMAN VON A. VON SAZENHOFEN

Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz-Regensburg. — Nachdruck verboten!

4

Madi!
Wir haben vorgemüht in den Schützengraben.
Der Befehl kam eine halbe Stunde, nachdem ich den letzten Brief an dich geschrieben und ... verbrannt habe.
Wir mußten unseren Kameraden vorne zu Hilfe kommen.
Dann kam der Sturm auf die feindliche Stellung.
Wie soll ich es dir sagen, wie es war?
Wärst du nicht du, mit dem mitleidigen Herzen, die eine Puppe als Schmerzensstroph verschenken konnte, weil ein paar lächerliche Schrotkörner in's Fleisch drangen ... auch dann könnt ich es nicht.

Es gibt keine Worte und Beschreibungen dafür. Von meinem Bataillon leben noch Bela und ich. Alle andern Offiziere sind gefallen.
Du kennst Bela nicht.

Es ist der, der mir Vorwürfe gemacht hat, daß ich nicht nach dir gesucht habe und der mich veranlaßt hat, an meinen Onkel zu schreiben.

Einmal muß ich von unserem Geheimnis zu einem Menschen sprechen ... ich konnte es nicht mehr ertragen.

Als wir in Ziltich waren zur Erholung ... zur Retablirung und zum erstenmal wieder gutes Essen und Zigaretten und ... Post hatten, hielt ich die Antwort meines Onkels in Händen. Sie ließ mich auf die andern beiden heljerehnten Dinge vergessen.

Demnach wärst du gar nicht und alles wäre nur die Ausgeburt der Fieberhitze meines Hirns gewesen und nie wäre über den langen Korridor in Belat Keretz das Getrippel deiner eiligen kleinen Füße geklungen, wie ich es heute noch höre, wenn ich die Augen schließe, und nie wäre mir nach diesem Schreiben des Alten das Große, das man nur einmalig erleben kann im Leben, widerfahren, daß ein Mensch, ob klein oder groß, das spielt ja keine Rolle, einem spontan so ein Opfer bringt und das Liebste hingibt ...

Wie töricht der Alte ist!
Ich weiß es besser:
Du bist und deine Jugend geht irgendwo unter der Sonne, wie ein großes Wunder, über die Erde.

Und ich werde dich suchen, bis ich dich gefunden habe.
Ich verbrenne die Briefe an dich nicht mehr, es ist töricht in Asche aufgehen zu lassen, was leben soll, obwohl ja auch die Flamme den Gedanken nichts anhaben kann, die dich in diesen Briefen suchen gingen.

Ich lege die Briefe von nun an in die Erde ... oder ich will sie bei mir tragen, denn wenn ich dich gefunden habe, dann sollst du sehen, wie dein Bild mich durch das Leben und durch den Krieg begleitet hat.

Dein Jiga.

Aber Belat Keretz ging ein Wintertag von Glanz und Pracht zu Ende, wie er nur so leuchtend sein kann dort, wo Gott die flache Hand ausgestreckt haben mag, daß Ruhe in die Wellenbewegung von Tal und Höhen kam und ... die ungarische Pußta wurde.

Der Krückstod tunkte aufgeregt über das Parkett, das noch den warmen Purpurglanz der Sonne trug, die die hohen Fenster in Rot und Gold erhellte.

Friedrich!
Der weißhaarige Friedrich war selber aufgeregt ob des Angewöhnlichen, Niedagewesenen, das sich begab.

„Herr Baron wollen fragen, ob der Wagen schon fort ist? Der Wagen ist schon fort, Herr Baron. Der Zug ist schon eingefahren, in einer Viertelstunde muß der Anton wieder da sein.“

In Lajos Keretz Gesicht zuckten nervös die Muskeln.
Friedrich! Junge Damen essen gerne Süßes! Ist für einen süßen Nachtisch gesorgt worden?
Friedrich konnte nicht gleich antworten.

Das war das erstemal, daß in Belat Keretz gestragt wurde, was ein anderer Mensch gerne essen wollte.
„Rastanienauslauf, Herr Baron!“
„So ... was ist das? Muß scheußlich schmecken!“
„Mit ... Schlagobers ... Herr Baron!“
„Pui Teufel! Ist das Zimmer in Ordnung?“
„Jawohl, Herr Baron ... das Fremdenzimmer mit dem Hofkubett und dem großen Spiegel.“

Da ging Lajos Keretz wieder den Saal hinunter und es war, als wäre heute die gekrümmte Gestalt etwas aufrechter und der Krückstod hatte nicht den harten und unmutigen Takt wie sonst.

Er setzte sich in seinem Wohnzimmer in den Stuhl, in dem er immer saß und schaute unverwandt auf die gehakte Pendüle, die ihm seine gelangweilten, einsamen Stunden vorzählte, mit dem unerbittlichen Gleichmaß der Zeit, die über alles taktmäßig weggeht.

Jetzt konnte er nicht vorrücken, der verdammte Zeiger! Noch immer waren es zehn Minuten.
Ob er sich nicht doch etwas auf den Hals geladen hatte, was ihm recht zuwider werden konnte?
Da hörte er Schritte im Saal draußen, die Friedrichs, die er kannte und ...

Zitternd griff er nach seinem Stod und erhob sich.
„Zum Teufel!“
Das Kreuz ... ein stehender Schmerz war hindurchgegangen. Er biß die Zähne aufeinander.

Er konnte doch nicht sitzen bleiben ... so viel Kavallerie ... Da nahm Friedrich, die Türe öffnend, die Potiereflügel weit zurück.

Es klopfte noch einmal stärker.

„Herein!“

„Ach ...“ sagte Frau von Teisfen, die Oberin, „ich dachte, Sie seien gar nicht zu Haus, Frau von Werning, Sie haben mich so lange warten lassen! Sehen Sie, was ich Ihnen eigenhändig bringe: Einen Brief von Ihrer Nichte. Das wird Sie aufheitern! Gott im Himmel, liebe Frau von Werning, wir müssen zufrieden sein ... wir haben schließlich unser Heim ... wir sind unter uns ...“

„Gewiß,“ sagte Olga, „wir sind ... unter uns.“
Das war ein wenig spöttisch gesagt, wie es sonst Tante Olga nicht geläufig war, aber dies „unter uns“ hatte sie gereizt. Sie dachte an die vielen kleinen Bosheiten und Intriguen ... Dann aber fügte sie gleich bei: „Zu lieb von Ihnen, daß Sie sich selbst der Mühe unterziehen!“

„O bitte, ich würde ja gerne hören, was Ihre kleine Nichte schreibt. Es geht ihr gewiß sehr gut. Vielleicht kann sie einmal ihren reichen Onkel bewegen, uns einige Lebensmittel ... er hat doch ein großes Gut, nicht wahr ... jetzt im Krieg, da kann man jede solche Unterstützung sehr gut brauchen.“

Tante Olga zuckte die Achseln und legte den Brief auf den Tisch.
Wenn sie nur ginge!

„Nun, ich sehe, liebe Frau von Werning, Sie wollen allein sein,“ sagte die Frau Generalin spitz. „Adieu also!“
Seht war sie draußen und beleidigt natürlich. Nun, es war schon egal. Dreiviertel von ihnen sind immer beleidigt, eine über die andere.

Olga drehte das Licht auf. Dann erbrach sie den Brief. Liebe, gute Tante Olga!

Die erste Nachricht, daß ich gut angekommen bin, hast du schon erhalten. Ach Tante, was habe ich für Angst ausgestanden, auf der Fahrt.

Ich habe immer das Gefühl gehabt, ich müßte aussteigen und mit dem nächsten Zug zurückfahren ... oder mich auf die Schienen legen. Ich war so unglücklich ... verlassen und verzweifelt.

Aber dann war es doch gar nicht so schlimm. Belat Keretz ist wunderwundervoll.

Ich habe ein Zimmer ... ich wollte du könntest es mit mir bewohnen. Bei allem und jedem habe ich nur den einen betäubenden Gedanken, daß ich es nicht mit dir teilen kann ... ein Zimmer, Tante! Ein Märchenschloß kann kein schöneres Zimmer haben.

Und merkwürdig, es kommt mir so bekannt vor. Vielleicht eine dunkle Kindheitserinnerung? Papa hat mir ja oft erzählt, wie er mich als kleines Kind einmal mit zum Onkel nahm.

Onkel ist sehr aufmerksam zu mir.
Morgens lebe ich ihn nicht. Aber den ganzen Nachmittag und Abend bin ich bei ihm. Ich fühle, daß er es ungern hat, wenn ich einmal nicht da bin. Er schickt dann Friedrich nach mir. Ich glaube, ich heitere ihn auf.

Weißt du, Tante, das Eine habe ich gleich gemerkt, er will nicht daran erinnert sein, daß er trank ist. Ich tue, wie wenn er es gar nicht wäre.

Gestern habe ich gesagt: nicht wahr, Onkel, wenn es Frühjahr wird, dann fahren wir miteinander spazieren. Da hat er ganz glücklich gelächelt und gesagt: Ja ... das tun wir.

Ich lese ihm die Zeitungen vor und dann sprechen wir über Sieg und Rückzug der Unseren und der Feinde ... und stecken die Fingernägel auf dem Kartentisch richtig.

Wir haben auch schon ein paar Partien Schach gespielt. Eine habe ich sogar gewonnen. Oder er hat sie mich gewinnen lassen.

Liebe Tante ... ich lege dir einen Schein in den Brief. Du wirst mir das erlauben. Onkel hat mir ein Monatsloh gegeben.

Ich möchte wissen, zu was ich hier so viel Geld brauche. Es quält mich so zu denken, daß du noch immer trodene Brotschnitten isst und ich lebe hier im Ueberfluß.

Ich freue mich so auf das Frühjahr und den Sommer. Ich schreibe dir bald wieder. Ich umarme und küsse dich innig, meine einzige, liebe Tante Olga! Deine Erika.“

Lajos Keretz verlangte seinen Pelz und seinen Hut. Friedrich blieb der Mund offen stehen.

„Hörst du nicht gut?“

„Jawohl, Herr Baron!“

Es dauerte lange.

Es dauerte ewig lange.

Der alte Herr wurde nervös. Er wurde ungeduldig, er wurde zornig.
Er klopfte das Parkett mit seinem Stod, als wäre er ein Hammer.

Endlich kam Friedrich.
Er hielt in der Hand einen Hut ... Mode 1880 ungefähr ... einen Bismarckschlapphut ... so was ähnliches ... und über dem Arm hatte er den Pelz.

Er stotterte.
„Herr Baron wollen verzeihen ... Herr Baron haben den Pelz schon jahrelang nicht mehr ... Die Schaben, Herr Baron ... die Schaben ... haben ...“

Lajos mußte wider Willen lachen, über das dumme Gesicht seines alten Friedrichs.

„Schaben oder nicht Schaben, her damit! Hut mir hinein! So ... Das stinkt ja nach Kampfer ...“
„Jawohl, Herr Baron, wir haben ihn eingekampfert, wie wir gemerkt haben, daß die Schaben ...“

Lajos tippte mit der silbernen Krücke des Stodes ganz leicht an Friedrichs Stirne.
„Etwas zu spät gewesen ... so ... gib mir den Hut.“
Er stülpte den Schlapphut auf.

„Bringe mir noch meine gefütterten Jagdhandschuhe ... in der Kommode links ... und sag meiner Nichte, ich erwarte sie zum Spaziergang.“

Erika kam leichtfüßig die Treppe herunter in die Halle.
„Ach Onkel, wie herrlich! Das ist eine feine Idee! Darf ich mich in dich einhängen? Du wirst sehen, wie schön es heraußen ist. Wir werden ganz frisch und gestärkt nach Hause kommen.“

Die dicke gemütlige Frau Gerat und Friedrich drückten ihre Gesichter an die Scheibe des Küchenfensters, von dem man aus in den Park sehen konnte.

„Hast du dir so was träumen lassen, Friedrich? Er wird förmlich wieder jung! Vergönne ich ihm das ... ist kein Spaß. Alles haben und doch nichts davon haben.“

Lajos Keretz aber dachte in seiner derben Weise: Sie sind Schuhte und Narren, die Doktoren. Sie machen einen erst zum Krüppel.

Erika plauderte.
Sie sahen über dem Teich ein paar Wildenten streichen und Lajos drückte den Arm, der in dem seinen lag.

„Da ... da ... sieh nur, Erika!“
Dann leuchtete er auf: „Seit Jahren habe ich keine mehr gesehen!“

Als sie heimkamen und Friedrich den Pelz abnahm, fiel er wohl müd und ein wenig angegriffen in seinen Lehnstuhl.

Aber er fühlte auch, wie das Blut rascher in den Adern kreiste, fühlte in seinen Wangen eine Wärme.
In seinen Augen blitzte ein Funke des alten Feuers.

Er rieb seine Hände, die wohl kalt, aber nicht mehr so gelb und ledern waren, wie sonst.
Beim Abendessen befahl er:
„Friedrich! Bring eine Flasche Tokayer und schenk zwei Gläser voll!“

Friedrich hatte wieder den Mund offen und rührte sich nicht.
„Du bist wohl taubstumm geworden, Alter?“
„Jawohl, Herr Baron! Eine Flasche Tokayer ... Tokayer ... und zwei Gläser.“

„Dein Wohl, Onkel!“ sagte Erika und stieß mit ihm an. Sie nippte an ihrem Glas, er aber ... trank es ex.

Wochen waren vergangen.
Der Schnee schmolz.
Ueber den Wäldern hing er noch in schweren Feheln.
Ueberall häumte sich die Kraft des Lebens gegen ihn und durchbrach seinen weißen Mantel.
(Fortsetzung folgt am Samstag, den 27. Oktober 1934.)

Er wollte den Gast melden.
Was sollte er sagen?
Er schwieg ...
So stand denn Lajos Kereksz in der offenen Flügelstür und durch den langen Saal kam Erika auf ihn zu.
Er sah es mit einem einzigen Blick aus halbverdeckten Augen ... die war bildhübsch.
Als Erika ihn erblickte, lief sie den Saal hinunter bis zur offenen Türe, wo er stand.
„Onkel ...!“
Es klang angstvoll, gepreßt.
Sie bog sich etwas über seine Hand und fühlte fast nichts in der ihren, als Ringstein und Knochen.
Er zog seine Hand hastig zurück.
„Da bist du ...“ sagte er mit einem leisen Aufschauen. „Es wird dir nicht besonders amüßant werden, hier.“
Da sah ihn Erika aus großen, schimmernden Augen an.
„Ich bin nicht gekommen, mich zu amüsieren, Onkel! Ich möchte dir irgend etwas helfen dürfen.“
Er wandte sich zurück zu seinem Stuhl.
„Friedrich! Führe das gnädige Fräulein in das für sie bestimmte Zimmer! Um acht Uhr bitte ich dich zum Souper!“
Friedrich schloß geräuschlos die hohe Flügelstür, denn der Alte hatte ihm einen Wink gegeben.
Es war wie auf der Bühne gewesen.
Erika folgte Friedrich.
Sie sah mit klopfendem Herzen die Pracht des Stiegenhauses und der breiten Treppen.
Dann kam ein langer Korridor.
Eine Türe ging auf.
„Hier, gnädiges Fräulein ... der Koffer ist bereits da.“
Ein Lüfter flammte auf.
Erika sah Engelsköpfe um einen Baldachin schweben ... blauweibene Stofftapeten ... eine blauweibene Steppdecke und Spitzenkissen ... und legte mechanisch Hut und Mantel ab.
Sie merkte gar nicht gleich, daß Friedrich die Türe schloß und sie allein war.
Eine grenzenlose Vereinsamung fiel plötzlich wie eine Last auf sie.
Wo war Papa, der arme, der liebe ... wo war die gute Tante Olga?
Jetzt war sie allein, bitterallein, ganz allein, für immer allein.
Sie wollte weinen und zwang die Tränen hinunter. Sie fing an das Nötigste auszupacken. Dann setzte sie sich vor den kostbaren venetianer Spiegel. Er hatte zartrosa Glasrofen und himmelblaue Tulpfen. Sie sah starr darauf hin.
Ja ... ja ... solche Spiegel gab es. Sie waren gewiß sehr wertvoll.
Sie nahm den Kamm und begann sich zu frisieren.
Was er für ein böses Gesicht hatte ... dieser zusammengekniffene Mund und dieses harte Lachen.
Was hatte er sagen wollen mit dem amüsieren? Wußte er denn nicht, daß sie in Trauer war? Tante hatte es doch sicher geschrieben. Warum hat er ihr nicht etwas Liebes gesagt?
Sie legte den Kamm hin ... müd ... verzweifelt.
Es war kein Glück mehr für sie in der Welt, seit der Papa tot war. Sie würde immer das grenzenlose Heimweh haben, nach einem lieben Menschen. Sie hatte es immer und hier würde es noch ärger werden.
Sie steckte ihre Lippen mit ein paar Klammern fest und dachte weiter:
Vielleicht hat er viel Schweres erlebt und hat Schmerzen.
Er ist auch so allein. Ich will herzlich sein. Ich will ihm Liebe und alle Fürsorge schenken. Hilf mir, lieber Gott, hilf mir du!
Dann sah sie sich gedankenvoll um im Zimmer.
Sie zog eine Schublade des Sekretärs auf und legte das Padpapier, in das Tante ihre Schuhe eingewickelt, glättend hinein. Sie wollte sich ja alles selbst machen und wollte gleich anfangen Ordnung zu machen.
Manchmal hat man das Gefühl, man hat schon einmal im Leben etwas ganz genau so gemacht und es war alles

ganz genau so, und weiß doch, es ist das ganz unmöglich und es wird einem heiß und angst dabei ... weil es unheimlich ist. So heiß und angst wurde es Erika plötzlich, als sie langsam die Schublade wieder zuschob.
Sie ging zu ihrem Koffer, legte die Wäsche heraus, hängte die Kleider in einen Wandschrank, der hinter der blaueisenen Tapete eingelassen war, ordnete auf dem Sekretär ihre Schreibsachen und stellte die Photographie von Papa auf den Nachttisch.
Da war er schon in der Felduniform, als Oberst.
Sie nahm sie noch einmal auf und hielt das Bild noch in der Hand, als Friedrich leise klopfte.
„Herr Baron lassen bitten zum Souper.“
Da folgte sie ihm in das Jagdzimmer, wo Lajos sie erwartete. Er stand hinter seinem Stuhl, mühsam und oerdrossen.
Das würde jetzt immer so sein, daß er stehend abwarten mußte, bis sie kam.
Er konnte doch nicht, wie ein Bauernlämmel ...
Friedrich öffnete die Türe.
Sie erschraf, als sie ihn so sah.
„O Onkel, du wirst doch nicht ... verzeih ... ich bin sofort gekommen, wie ich gerufen wurde. Darf ich dir den Stock abnehmen?“
Er hängte mit nervöser Hast und zitternder Hand den Stock an die hohe Stuhllehne.
Sie sollte ihn nicht bedienen wollen ... wenn er auch alt und krank war ... er war doch noch kein Kreitin.
Er nahm Platz, als sie sah und nickte dem wartenden Friedrich zu.
„Serviere!“
„Wie ist dir die Reise bekommen?“
Er sah sie dabei an, empfand es, ohne zu denken, daß die schwarze Farbe, die sie trug, wundervoll ihren blendenden Teint hob, und sagte unvermittelt:
„Dein Vater hätte noch General werden sollen! Schade um ihn, daß er gefallen ist ... war ein brauchbarer Offizier!“
Ihre Augen füllten sich augenblicklich mit Tränen.
Er ärgerte sich.
Warum hatte er das gesagt?
Und warum brauchte sie gleich weinen?
Er haßte sentimentale Menschen.
„Soldaten, die auf dem Feld der Ehre fallen, darf man nicht nachweinen! Ich wollte, so ein Tod wäre mir beschieden gewesen, statt als gichtlicher Krüppel zu verreden einmal ... pardon ... zum Teufel zu fahren.“
Sie sah ihn mit großen, feuchten Augen toderschrocken an.
„Onkel!“ sagte sie nur.
Es lag viel Mitleid und Wärme in dem Klang und er ärgerte sich von Neuem.
Sie sprachen dann von dem und jenem.
Erika suchte krampfhaft nach Themen.
Wie groß Belat Kereksz sei ... in welchem Monat die Heide blühe.
Papa habe ihr viel von Onkels Jagd erzählt und sie deutete auf die Geweihe und wußte Bescheid, wann der Bod segte und andere jagdliche Dinge.
Da wurde er warm.
Er wies auf den Bierundzwanziger, das Prachtstück der Sammlung, und erzählte ihr von dem Tag, an dem er diese Freude erlebt hatte den Kapitalhirschen zu schießen, daß es in den Karpathen gewesen sei, bei einem Freund, bei dem er eingeladen war.
Sie hörte ihm ruhig zu und unterbrach nur manchmal und zwar mit ganz weidmännischen Bemerkungen.
Er staunte.
„Bist du denn Jägerin?“
„Nein, Onkel, das nicht. Aber Papa hat mich sehr oft mitgenommen auf die Jagden, wie ich erwachsen war.“
„So ... und warum hat er dich nie nach Belat Kereksz gebracht?“
Sie senkte die Augen.

„Ich war einmal da, Onkel. Aber das war schon vor vielen Jahren. Weder drei oder vier Jahre alt gewesen sein damals, weiß selber nicht mehr viel davon. Nur daß es bei einer Herbstjagd war, wo einem Jagdgenossen ein Unglück zustieß. Mein Vater hatte manchmal davon erzählt.“
Der Onkel stugte. Zigas Brief war ihm eingefallen: sollte Erika das Mädchen gewesen sein, nach dem der Kereksz fragte? Hm! Dann tat er gleichmütig:
„Unglück? Nun! Aber daß ein kleines Mädel unter meinem Dach wohnte und ich soll nichts davon erfahren haben ...“
„Vater verdeckte mich vor dir, wie er nachher sagte. Ich glaube, Onkel, er hat gedacht, es würde dir nicht recht sein.“
„So ... seh ich aus, als ob ich junge Damen fressen würde?“
Sie lächelte.
„Nein ... so siehst du nicht aus, sondern, wie ein sehr galanter Onkel.“
Er verzog seine schmalen Lippen halb bitter, halb befriedigt.
Friedrich servierte den Kastanienauslauf mit Schlagobers. Es war ein Berg.
„Das mußt du allein essen,“ sagte er und schob seinen Teller zurück. „Es ist eigens für dich gemacht worden.“
Da lachte Erika glodenhell.
Es durchfuhr ihn, wie ein elektrischer Strom.
Wie lange war es, daß er solch silberhellen Klang nicht mehr gehört hatte?
Erika tat ihr Möglichstes bei dem Kastanienauslauf. Sie hatte ja auch rechtshaltigen Hunger gehabt.
Endlich aber sagte sie:
„Jetzt kann ich nicht mehr, Onkel! Das wirst du einsehen. Aber ich danke dir, daß du so lieb warst und hast extra für mich ... eine süße Speise ...“
Er schnitt ihr das Wort ab mit einer Bewegung seiner Ringhand, an der der Solitär funkelte, den er für gewöhnlich nicht zu tragen pflegte.
„Den schwarzen Kaffee, Friedrich ... im Wohnzimmer.“
Er ließ sich von Friedrich den Stock reichen.
Dann bot er Erika den Arm.
Sein Gang war aufrechter als sonst.
„Ich hoffe,“ sagte er, „du wirst das Fehlen jeden Tischgetränkes nicht vermissen. Der Doktor ... dieser Tyrann ... hat mir jeden Tropfen Wein untersagt und ich vertrage nicht, anderen beim Trinken zuzuschauen.“
„Ich bin nicht gewohnt, Wein zu trinken, Onkel, und wenn ich es wäre, würde er mir gar nicht schmecken, wenn ich nur allein trinken müßte ... ohne mit dir anzustoßen.“
Friedrich schob im Wohnzimmer den kleinen Raute Tisch zum Lehnstuhl und zündete die Kaffeemaschine an.
Erika gewahrte die Karten.
„Ach,“ sagte sie, „die Stellungen ... das habe ich auch immer gemacht. Auch immer bei den Manövern, Papa hat es mich noch gelehrt. Aber, lieber Onkel, nach den letzten Berichten sehen die Anstern schon dahier. Darf ich umtreden?“
„Ja, stede es um, wenn du es bestimmt weißt. Du scheinst dich für vieles zu interessieren. Was hältst du übrigens von dem ... Ganzen? Werden wir siegen?“
Er sah sie scharf an.
Sie hielt seinen Blick nicht aus und sagte:
„Ich glaube ... wofür sonst wäre auch mein Papa gefallen?“
Er sagte nichts.
Er ließ sich schwer in seinen Stuhl sinken.
„Kann ich das machen?“ frug Erika und trat an die Kaffeemaschine.
„Friedrich, Sorge, daß das Fremdenzimmer warm geheizt ist und lade der Frau Gerat, sie soll aufbleiben, bis meine Nichte schlafen geht und soll fragen, ob sie benötigt wird.“
„Jawohl, Herr Baron!“
„Du kannst gehen, Friedrich!“
Erika schenkte den Kaffee ein.
Sie plauderte dabei freier.

Er hörte ihr schweigend zu.
Einmal sah sie ihn lächeln und dachte, daß er doch nicht so böse aussehe und gar nicht so häßlich sei.
So ging dieser erste, so sehr gesüßte Abend zu Ende. Als sie in ihr Zimmer kam, es war gegen elf Uhr, war es so wohligh warm und alle elektrischen Klammern brannten. Es wurde ihr freier und leichter um's Herz.
Es kam ihr gar nicht so fremd vor, dieses goldweisse Notzimmer, mit dem engelgetragenen Baldachin.
Ihr war, als habe sie es schon einmal gesehen.
Sie kleidete sich rasch aus, schlüpfte in das große Bett, dankte dem lieben Gott, daß dieser erste Abend so gut überstanden war, und schlief sofort ein.
Drüben aber sagte der alte Herr:
„Die Frau Gerat soll morgen früh bei meiner Nichte anfragen, ob sie das Frühstück auf das Zimmer haben will, wenn nicht, wird im kleinen, gelben Salon der Tisch für sie gedeckt, mit allem, was dazu gehört, Friedrich! Verstanden?“
„Jawohl, Herr Baron!“
Lajos Kereksz zog den Solitär vom Finger, legte ihn in das Etui und verließ es in seinem Sekretär.
Er wandte Friedrich den Rücken.
„Und lasse dir aus dem Gewächshaus ein paar ausgelesene Rosen geben ... für den ... Frühstückstisch.“
„Jawohl, Herr Baron!“
Und es war wieder ein prachtvoller Wintertag.
Der Schnee knirschte und sprühte.
Erika war schon auf, war um ein halb acht Uhr schon fertig. In der Halle kam Friedrich auf sie zu.
„Gnädiges Fräulein, das Frühstück ist im gelben Salon serviert.“
Und er ging voraus und öffnete die Tür in ein kleines Zimmer.
Erika stieß einen Ruf des Entzückens aus. Ein Empirealon mit gelbweibenen Vorhängen, über goldfarbenen Verturen der Glanz der Morgenröte.
Der mit Silber und seinem Porzellan gedeckte kleine Tisch an einem Fenster und eine dünne Meißner Vase darauf, mit einer gelben und einer weißen Rose.
Sie war ganz benommen.
Sie setzte sich still, fast andächtig nieder und ließ sich den Tee eingießen, dachte an die zwei trodenen Brotschnitten und den Wasserlatas ... wenn nur Tante Olga auch da sein könnte!
Später ging sie durch den Park, so weit die Wege gangbar waren.
Es war so schön hier. Es war wie ein Traum.
Wenn sie nur nicht plötzlich erwachen würde!
Wie mußte Belat Kereksz erst im Sommer sein! Ob sie es je einsam finden würde? Ob sie wohl mit Onkel den richtigen Ton traf? Es war sicherlich nicht leicht, aber ...
Sie faltete die Hände ineinander.
Wenn das Herz es ihr diktierte, was sie sagen und tun sollte, dann wird es wohl schon das Richtige sein.
An der Türe von Olgas kleinem Zimmer klopfte es.
Draußen wurde es schon langsam dämmerig.
Das Fenster ging auf die Rückfront einer Mietstafette und Tante Olga hatte die Vorhänge zugezogen.
Es war so traurig der Anblick ... die Buchballone, mit ihren Eimern und Besen, die in der Wohnung nicht Platz fanden, durch Feuchtigkeit abgenügte kleine Eiskästen, die Wäschebügel, die oft noch kaum als solche zu erkennen waren ... Fegen ... es gab doch nichts mehr.
„Herein!“ sagte Olga gepreßt.
Wer war denn das wieder? Wenn sie nur nicht immer soviel hätte reden müssen, mit den Damen im Haus!
Tante fragte: was haben Sie denn, Frau von Werning, was ist Ihnen denn?
Gott im Himmel ... Heimweh hatte sie ... nach dem Kind ... Sehnsucht hatte sie ... hinaus, aus dieser Enge ... aus diesem Nichtstun ... wo es doch so viel zu tun gab, in der Welt.
Aber zum Anfang fehlte eben immer das dumme Geld.